

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 30

Artikel: Der Ring des Generals [Fortsetzung]
Autor: Lagerlöf, Selma
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645897>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 30 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

25. Juli 1936

Hochsommertag. Von Fr. Hossmann.

Des Himmels tiefe Bläue überm Haupt
Und einer Edeltanne dunkeln Schatten,
Ruh' ich, von langer Wanderschaft bestaubt,
Und träume über buntbeblümte Matten.

Insekten summen leise rund um mich.
Ein kühler Windhauch streift die feuchte Stirne.
Am Horizonte strahlen feierlich
Und schlummerstill die schneeverklärten Firne.

Im Aehrengold glüht flammend roter Mohn,
Feldwärts ein Gaukelspiel von Schmetterlingen.
Ans Ohr dringt ein verwehelter Glockenton,
Und halbentschlummert hör' ich Grillen singen.

Der Ring des Generals. Erzählung von Selma Lagerlöf.

Copyright by Roman-Vertrieb Langen/Müller, München.

2

Aber kaum hatte er sich wieder zurechtgelegt, als die Unruhe zurückkehrte. Von allen Seiten, aus allen Hütten sah er Schatten geschlichen kommen, alle zogen in derselben Absicht aus, alle lenkten ihre Schritte nach dem Friedhof mit dem offenen Grabe.

Er versuchte still zu liegen, damit die Frau schlafen konnte, aber sein Kopf schmerzte, und sein Körper schwitzte. Er mußte sich unaufhörlich hin und her drehen.

Die Frau verlor die Geduld, und sie warf halb im Scherz hin:

„Lieber Mann, ich glaube wirklich, es wäre gescheiter, wenn du zum Friedhof hinuntergingest und nachsehen würdest, wie es mit dem Grab steht, als daß du hier liegst und dich von einer Seite auf die andere wälzest, und kein Auge zutun kannst.“

Kaum hatte sie zu Ende gesprochen, als der Mann aus dem Bett sprang und sich anzuziehen begann. Er fand, daß die Frau ganz recht hatte. Es war von Olsby nicht weiter als eine halbe Stunde zur Broer Kirche. In einer Stunde konnte er wieder da sein, und dann würde er die ganze Nacht schlafen können.

Aber kaum war er zur Türe hinaus, als die Frau sich sagte, daß es für den Mann doch unheimlich war, mütterleenaltein auf den Friedhof zu gehen, und sie sprang auch hastig auf und zog die Kleider an.

Sie holte den Mann auf dem Hügel unter Olsby ein. Bard lachte, als er sie kommen hörte.

„Kommst du, um nachzusehen, ob ich nicht den Ring des Generals stehle?“ sagte er.

„O, du meine Güte“, sagte die Frau. „Das weiß ich wohl, daß du an so etwas nicht denkst, ich bin nur gekommen, um dir beizustehen, wenn du einem Friedhofsgepenst begegnen solltest.“

Sie schritten rüstig aus. Die Nacht war eingebrochen, und alles war schwarze Dunkelheit bis auf einen kleinen schmalen Lichtstreif am westlichen Himmel, aber sie kannten ja den Weg. Sie sprachen miteinander und waren guter Dinge. Sie gingen ja nur zum Friedhof hinunter, um zu sehen, ob das Grab offen stand, damit Bard nicht schlaflos dazuliegen und über diese Sache nachzugrübeln brauchte.

„Mir scheint es ganz unglaublich, daß die drüben in Hedenby so tollkühn sein sollten, den Ring nicht wieder einzumauern“, sagte Bard.

„Ja, darüber werden wir bald Klarheit haben“, sagte die Frau. „Wenn mich nicht alles trügt, ist das die Friedhofsmauer, die wir da neben uns haben.“

Der Mann blieb stehen. Er wunderte sich, daß die Stimme der Frau so fröhlich klang. Es konnte doch nicht möglich sein, daß sie bei dieser Wanderung eine andere Absicht hatte als er.

„Bevor wir in den Friedhof hineingehen“, sagte Bard, „sollten wir doch übereinkommen, was wir tun wollen, falls das Grab offen steht.“

„Ob es nun verschlossen oder offen ist, ich wüßte nicht, daß wir etwas anderes zu tun haben, als heimzugehen und uns niederzulegen.“

„Nein, natürlich. Da hast du ganz recht“, sagte Bard und setzte sich wieder in Gang.

„Es ist nicht zu erwarten, daß das Friedhofstor um diese Zeit offen steht“, sagte er gleich darauf.

„Das wohl nicht“, sagte die Frau. „Wir müssen schon über die Mauer klettern, wenn wir bei dem General sprechen und sehen wollen, wie es ihm geht.“

Wieder war der Mann erstaunt. Er hörte ein leichtes Rascheln von niederfallenden Steinchen und sah gleich darauf, wie sich die Gestalt der Frau von dem lichten Streif im Westen abzeichnete. Sie war schon auf der Mauer oben, und das war ja kein Kunststück, da sie nicht mehr als ein paar Fuß hoch war; aber es war doch seltsam, daß sie sich so eifrig zeigte und vor ihm hinaufgestiegen war. „Sieh her! Nimm meine Hand, dann will ich dir hinaufhelfen“, sagte sie.

Gleich darauf hatten sie die Mauer hinter sich und gingen still und vorsichtig zwischen all den kleinen Grabhügeln weiter.

Einmal strauchelte Bard über ein Hügelchen und wäre fast gefallen. Es war ihm so, als hätte ihm jemand ein Bein gestellt. Er erschrak dermaßen, daß er zitterte, und er sagte ganz laut, damit all die Toten es hörten, wie gutgefinnt er war:

„Hier möchte ich nicht gehen, wenn ich in unrechter Absicht gekommen wäre.“

„Nein, nicht wahr!“ sagte die Frau, „da hast du freilich recht. Aber weißt du, dort drüben haben wir schon das Grab.“

Er sah undeutlich die schräggestellten Grabplatten gegen den dunklen Nachthimmel.

Gleich darauf waren sie an dem Grabe angelangt, und sie fanden es offen. Das Grabgewölbe war nicht zugemauert.

„Das ist aber doch wirklich sehr fahrlässig“, sagte der Mann. „Das ist ja wie eigens gemacht, um all jene, die wissen, was für ein Schatz hier unten verborgen liegt, der schlimmsten Versuchung auszusetzen.“

„Sie verlassen sich wohl darauf, daß niemand einem Toten zu nahe treten will“, sagte die Frau.

„Es ist ja auch kein Spaß, sich in eine solche Grabkammer hinunterzuwagen“, sagte der Mann. „Hinunterzuspringen wäre ja nicht so schwer, aber dann bliebe man drunten sitzen wie der Fuchs in der Fuchsfalle.“

„Ich sah heute vormittag, daß sie eine kleine Leiter in das Grab gestellt hatten“, sagte die Frau, „aber die müssen sie doch wenigstens weggenommen haben.“

„Ich muß wahrhaftig nachsehen“, sagte der Mann und tastete zu dem offenen Grab hin. „Nein, denk dir nur!“ rief er aus. „Das übersteigt doch alle Grenzen. Die Leiter steht noch da.“

„Das ist wirklich sehr nachlässig, stimmte die Frau bei. Aber weißt du, ich finde, es macht nicht so sehr viel, daß die Leiter da steht. Denn er, der hier drunten in der Tiefe wohnt, kann das Seinige schon verteidigen.“

„Wenn ich das nur sicher wüßte“, sagte der Mann. „Vielleicht sollte ich doch wenigstens die Leiter wegstellen.“

„Ich glaube nicht, daß wir irgend etwas beim Grabe berühren sollen“, sagte die Frau. „Es ist am besten, wenn der Totengräber morgen das Grab genau so findet, wie er es verlassen hat.“

Sie standen da und starrten in das schwarze Loch hinunter, unentschlossen und ratlos. Sie hätten ja jetzt nach Hause gehen sollen, aber irgend etwas Geheimen, etwas, was keines von ihnen auszusprechen wagte, hielt sie zurück.

„Ja, freilich könnte ich die Leiter stehen lassen“, sagte Bard schließlich, „wenn ich nur sicher wüßte, daß der General die Macht hat, die Diebe fernzuhalten.“

„Du kannst ja ins Grab hinuntersteigen, dann wirst du schon sehen, welche Macht er hat“, sagte die Frau.

Es war, als hätte Bard nur auf diese Worte seiner Frau gewartet. Im Nu war er bei der Leiter und unten im Grabgewölbe.

Aber kaum stand er auf dem Steinboden der Grabkammer, als er ein Knacken der Leiter hörte und merkte, daß die Frau ihm nachkam.

„So, so, du kommst mir auch hierher nach“, sagte er.

„Ich traue mich nicht, dich hier unten mit dem Toten allein zu lassen.“

„Ach, ich glaub' gar nicht, daß er so gefährlich ist“, sagte der Mann. „Ich spüre keine kalte Hand, die mir das Leben auspressen will.“

„Ja, sieh, er will uns wohl nichts zuleide tun“, sagte die Frau. „Er weiß ja, daß wir nicht daran denken, den Ring zu stehlen, aber eine andere Sache wäre es natürlich, wenn wir nur so zum Spaß versuchen wollten, den Sargdedel abzuschrauben.“

Sofort tappte der Mann zum Sarg des Generals hin und begann den Dedel abzutasten. Er fand eine Schraube, die ein kleines Kreuzchen an der Spitze hatte.

„Alles hier ist förmlich für einen Dieb zurechtgelegt“, sagte er, indem er die Sargschrauben vorsichtig und dabei behend aufzudrehen begann.

„Spürst du nichts?“ fragte die Frau. „Merkst du nicht, daß sich unter dem Sargdedel etwas regt?“

„Hier ist es so still wie im Grab“, sagte der Mann.

„Er glaubt wohl nicht, daß wir ihm das nehmen wollen, woran er am meisten hängt“, sagte die Frau. „Eine andere Sache wäre es, wenn wir den Sargdedel abheben würden.“

„Ja, aber dabei mußt du mir helfen“, sagte der Mann.

Sie hoben den Dedel in die Höhe, und nun gab es keine Möglichkeit mehr, der Sehnsucht nach dem Schatz Einhalt zu tun. Sie lösten den Ring von der weißen Hand, legten den Dedel zurück, und schlichen sich ohne ein weiteres Wort aus dem Grab hinauf. Sie nahmen sich bei der Hand, als sie über den Friedhof gingen, und erst nachdem sie über die niedere Steinmauer geklettert waren und unten auf dem Wege standen, wagten sie etwas zu sprechen.

„Jetzt fange ich an zu glauben“, sagte die Frau, „daß er es so haben wollte. Er hat eingesehen, daß es nicht recht von einem toten Manne ist, ein solches Kleinod zu behalten, und darum hat er es uns gutwillig gegeben.“

Da lachte der Mann hell auf.

„Ja, das machst du gut, du“, sagte er. „Nein, das wirst du mir nicht weismachen, daß er ihn uns gutwillig gelassen hat. Aber er hatte eben nicht die Macht, uns zu hindern.“

„Weißt du“, sagte die Frau, „heute nacht bist du wirklich tapfer gewesen. Es gibt nicht viele, die sich in das Grab zum General hinuntergewagt hätten.“

„Ich habe nicht das Gefühl, als ob ich etwas Unrechtes getan hätte“, sagte der Mann. „Einem Lebenden habe ich nie auch nur einen Taler genommen, aber was sollte es schaden, einem Toten etwas zu nehmen, was er gar nicht braucht?“

Sie fühlten sich stolz und frohgemut, wie sie so einhergingen. Sie wun-

dernten sich, daß niemand außer ihnen auf diesen Gedanken gekommen war. Bard sagte, er wolle nach Norwegen fahren und den Ring verkaufen, sobald sich nur eine Gelegenheit bot. Sie glaubten, sie würden so viel Geld dafür bekommen, daß sie sich nie mehr um diese Ware Sorgen zu machen brauchten.

„Aber“, sagte die Frau, und blieb plötzlich stehen, „was seh' ich denn da? Fängt es schon an zu tagen? Es sieht so hell im Osten aus.“

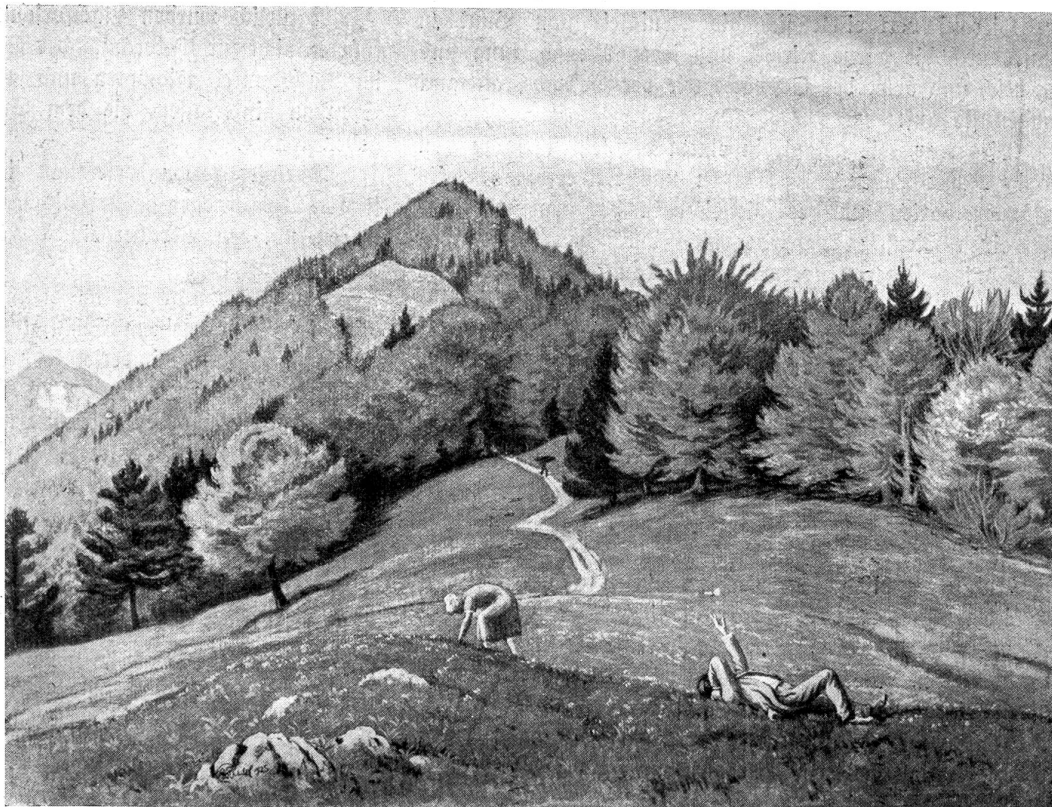
„Nein, das kann noch nicht die Sonne sein, die kommt“, sagte der Mann. „Das muß ein Feuer sein. Es sieht so aus, als wäre es in der Olsbjer Gegend. Wenn es nur nicht ...“

Ein lauter Schrei der Frau unterbrach ihn.

„Bei uns brennt es!“ schrie sie. „Der Mellomhof brennt. Der General hat ihn angezündet. — — —“

Am Montag morgen kam der Totengräber in großer Eile nach Hedebn gestürzt, das ja in der unmittelbaren Nähe der Kirche liegt, um zu vermelden, daß sowohl er wie der Maurer, der das Grab wieder zumauern wollte, bemerkt hatten, daß der Deckel auf dem Sarg des Generals schief lag und die Schilder und Sterne, die ihn schmückten, verschoben waren.

Augenblicklich wurde eine Untersuchung vorgenommen. Man bemerkte sofort, daß große Unordnung in der Grabkammer herrschte und die Schrauben des Sarges gelockert waren. Als man den Deckel abhob, sah man auf den ersten Blick, daß der Königsring nicht mehr an seinem Platze am linken Zeigefinger des Generals war.



Arthur Riedel: Sommerferien.

3.

Ich denke an König Karl XII., und ich suche mir zu vergegenwärtigen, wie man ihn liebte und fürchtete.

Denn ich weiß, daß es sich einmal in einem der letzten Jahre seines Lebens begab, daß er mitten während eines Gottesdienstes in die Karlstädter Kirche kam.

Er war in die Stadt eingeritten, allein und unerwartet, und da er wußte, daß Gottesdienst war, ließ er das Pferd vor der Kirchentür stehen und ging den allgemeinen Weg durch das Wappenhaus hinein wie jeder andere.

Als er zur Tür hineingekommen war, sah er jedoch, daß der Prediger schon auf der Kanzel stand. Und um ihn nicht zu stören, blieb er da, wo er war. Er suchte sich nicht einmal einen Platz in einer Bank, sondern lehnte sich mit dem Rücken an den Türpfosten und hörte zu.

Aber obwohl er so unbemerkt hineingekommen war, und obwohl er sich unter dem Dunkel der Empore ganz still verhielt, war doch jemand in der hintersten Bank, der ihn erkannte. Es war vielleicht ein alter Soldat, der in den Feldzügen Arm oder Bein verloren hatte und vor Poltawa heimgeschickt worden war; der sagte sich, daß der Mann mit dem hinaufgekämmten Haar und der Hakennase, der König sein müsse. Und in demselben Augenblick, in dem er ihn erkannte, erhob er sich.

Die Nachbarn in der Bank werden sich wohl gewundert haben, warum er aufstand, und da flüsterte er ihnen zu, daß der König in der Kirche wäre. Und unwillkürlich erhob sich da die ganze Bank, wie man es zu tun pflegte, wenn Gottes eigenes Wort vom Altar oder der Kanzel verkündigt wurde.

Hierauf verbreitete sich die Neuigkeit von Bank zu Bank durch die ganze Kirche, und jeder Mensch, jung und alt, reich und arm, der Schwache wie der Gesunde, allesamt standen sie auf.

Dies war, wie gesagt, in einem der letzten Jahre von König Karls Leben, als Sorgen und Mißerfolge bereits begonnen hatten, und es vielleicht in der ganzen Kirche nicht einen Menschen gab, der nicht durch das Verschulden des Königs lieber Anverwandter beraubt war oder sein Vermögen eingebüßt hatte. Und wenn einer zufällig für sein eigen Teil nichts zu beklagen hatte, so brauchte er ja nur daran zu denken, wie verarmt das Land dalag, wie viele Provinzen verloren waren und wie das ganze Reich von Feinden umzingelt war.

Aber doch, aber doch! Man brauchte nur ein Flüstern zu hören, daß der Mann, den man oft und oft verflucht hatte, hier drinnen im Gotteshause stand, und schon erhob man sich.

Und stehen blieb man. Da war keiner, der daran dachte, sich niederzulegen. Das konnte man nicht. Der König stand dort unten an der Kirchentür, und solange er stand, mußten sie alle stehen. Wenn einer sich gesetzt hätte, würde er ja dem König Mißachtung bewiesen haben.

Die Predigt würde vielleicht lange dauern, aber das mußte man hinnehmen. Man wollte ihn dort an der Kirchentür nicht im Stiche lassen.

Er war ja eigentlich ein Soldatenkönig, und er war es gewohnt, daß seine Krieger gerne für ihn in den Tod gingen. Aber hier in der Kirche war er von schlichten Bürgern und Handwerkern umgeben, von gewöhnlichen schwedischen Männern und Frauen, die nie auf ein „Stillgestanden!“ gehört hatten. Aber er brauchte sich nur unter ihnen zu zeigen, und sie waren in seiner Gewalt. Sie wären mit ihm gegangen, wohin er wollte, sie hätten ihm gegeben, was er wünschte, sie glaubten an ihn, sie beteten ihn an. In der ganzen Kirche dankten sie Gott für den Wundermann, der Schwedens König war.

Wie gesagt, ich versuche mich in dies hineinzudenken, um zu verstehen, wie die Liebe zu König Karl die ganze Seele eines Menschen ausfüllen, wie sie sich in einem spröden, strengen, alten Herzen so einnisten konnte, daß alle Menschen erwarteten, daß sie auch noch nach dem Tode andauerte. — — —

Wahrlich, nachdem es entdeckt worden war, daß man den Ring des Generals gestohlen hatte, wunderte man sich im Kirchspiel Bro am meisten darüber, daß jemand den Mut gehabt hatte, die Tat zu vollbringen. Man meinte, liebende Frauen, die mit dem Verlobungsring am Finger begraben worden waren, die hätten die Diebe ungestraft ausplündern können. Oder wenn eine Mutter mit einer Locke vom Haar ihres Kindes zwischen den Händen im Todesschlummer gelegen hätte, so hätte man sie ihr ohne Furcht entreißen können; oder wenn ein Priester mit der Bibel als Kopfkissen in den Sarg gebettet worden wäre, so hätte man sie ihm vermutlich ohne böse Folgen für den Schuldigen rauben können. Aber Karls XII. Ring vom Finger des toten Generals auf Hedebn zu rauben, das war ein Unterfangen, von dem man nicht begreifen konnte, daß ein vom Weibe Geborener sich daran gewagt hatte.

Natürlich wurden Nachforschungen angestellt, aber sie führten nicht zur Entdeckung des Schuldigen. Der Dieb war im Nachtdunkel gekommen und gegangen, ohne irgendeine Spur zu hinterlassen, die dem Suchenden einen Fingerzeig geben konnte.

Darüber verwunderte man sich wiederum. Man hatte ja von Verstorbenen gehört, die Nacht für Nacht umgegangen waren, um den Verüber eines weit geringeren Verbrechens zu bezeichnen.

Aber als man endlich erfuhr, daß der General den Ring keineswegs seinem Schicksal überließ, sondern, um ihn wiederzugewinnen, mit derselben grimmigen Unbarmherzigkeit kämpfte, die er gezeigt hätte, wenn der Ring ihm bei Lebzeiten gestohlen worden wäre, da nahm dies keinen Menschen im geringsten wunder. Niemand zeigte Unglauben, denn das war es ja gerade, was man erwartet hatte. (Fortf. folgt.)

Nur zu! Von Ed. Mörike.

Schön prangt im Silbertau die junge Rose,
Den ihr der Morgen in den Busen rollte:
Sie blüht, als ob sie nie verblühen wollte,
Sie ahnet nichts vom letzten Blumenlofe.

Der Adler strebt hinan ins Grenzenlose,
Sein Auge trinkt sich voll von sprühendem Golde:
Er ist der Tor nicht, daß er fragen sollte,
Ob er das Haupt nicht an die Wölbung stoße.

Mag denn der Jugend Blume uns verbleichen:
Noch glänzet sie und reizt unwiderstehlich;
Wer will zu früh so süßem Trug entsagen?

Und Liebe, darf sie nicht dem Adler gleichen?
Doch fürchtet sie; auch Fürchten ist ihr selig,
Denn all ihr Glück, was ist's — ein endlos Wagen!

Ein schweizerisches Schulwand-Bilderwerk.

Der unserer Schule Fernstehende wird beim Lesen des Titels verwundert fragen, ob es denn ein schweizerisches Schulwandbilderwerk bisher nicht gegeben habe. Hat er doch aus seiner Schulzeit solcher der Anschauung dienende Wandbilder eine Menge in Erinnerung; Landschaftsbilder zur Stützung des Geographieunterrichts, Geschichtsbilder, naturkundliche, technologische Wandbilder, kurz, Anschauungsbilder für alle möglichen Wissenszweige. „Gewiß“, wird ihnen der Schulmann sagen, „solcher Bilderwerke gibt es die Menge. Aber sie sind alle ausländischen Ursprungs, aus Leipzig, Berlin oder Wien. Schweizerische Anschauungsbilder — die sehr wirksamen des Antialkoholsekretariats in Lausanne ausgenommen, die sich auf den Kampf gegen den Alkoholismus beziehen — gab es bisher nicht.“ Doch, es gab vordem eine Serie Delbrude, die sogenannten Bentelbilder, die vor 50 Jahren und mehr entstanden und die Schulkuben der vergangenen Generation heimelig machten. Sie sind aber längst vorbei und ausgestorben. Schreiber dies erinnert sich noch lebhaft des starken Eindrucks, den ein stimmungsvolles Waldinterieur mit Holzhauern und gefällten Baumstämmen vorn an der Wand auf ihn machte.

Bilder an der Schulwand haben ihre gute Berechtigung. Einmal als Mittel zur Kunsterziehung, besser, zur Geschmackserziehung. Bildeindrücke, durch Jahre hindurch wirkend, geben der Seele Vorstellungsinhalte, die sich nicht